



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Erinnerungen einer Lehrerin

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Daß Frankreich hier wie so oft auch für uns die Spenberin gewesen ist, darf uns nicht peinlich berühren. Wenn auch der gesamte mittelalterliche Motivenschatz zuerst in Frankreich literarisch verwertet und von den deutschen Dichtern dann benutzt worden ist, von Tristan und Isolde hat keiner lieblicher gesungen als Gottfried von Straßburg, Wolframs Tagelieder wissen dem Trennungsschmerz zweier Liebenden noch viel beredtern Ausdruck zu geben als viele seiner provenzalischen Vorbilder, sein Parzival läßt die französische Quelle weit hinter sich zurück, ja sogar im Minneliede ist keinem Welschen der Ausdruck inniger Liebe, die sich mit treuherziger Schalkheit paart, so gut gelungen wie unserm Herrn Walter von der Vogelweide in seinem

Under der linden, an der heide
Da unser zweier bette was —

Gleichwohl wird man sich gern in dem „altertümlichen Gärtlein“ des französischen Minneanges ergehen. Wenn ich Schmellers Urteil über die Carmina Burana mit einer geringfügigen Änderung auf die ersten Blüten der Frühlingszeit des französischen Minneanges übertragen darf, so möchte ich sagen: Wie sehr verschieden diese Blumen seien an Farbe und innerm Wert, ein eigentümlicher Reiz, der ihnen unverkümmert bleibt, liegt darin, daß sie lebendiges Zeugnis geben von der Weise, in der man sich vor mehr als acht Jahrhunderten klagend oder jubelnd ausgesprochen hat über Gefühle, Freuden und Leiden, die ein altes Herkommen sind und ein ewiges Dableiben unter den Kindern der Menschen.



Erinnerungen einer Lehrerin



n sechs Dienstjahren glaube ich mir ein begründetes Urteil über die Volksschule verschafft zu haben, und ich glaube damit auch vor die Öffentlichkeit treten zu können. Denn ich meine, wie das Kind in den ersten Lebensjahren die reichsten Erfahrungen sammelt, so auch der Lehrer in den ersten Dienstjahren. Ich bin überzeugt, daß mir sogar dreißig noch kommende Arbeitsjahre nicht mehr so viel geben könnten wie die vergangnen sechs. Ich will aber keine wissenschaftliche, weder „hochpädagogische“ Abhandlung über die Volksschule, noch über den Unterricht darin schreiben, sondern schlicht und einfach und ganz persönlich nur das, was ich erlebt, gesehen, erfahren und beobachtet habe. Ich will auch keine typische Persönlichkeit einer Lehrerin zeichnen, darum kann ich allen Volksschullehrerinnen oder andern Personen, die sich an meinen Ausführungen ärgern sollten, zum Troste sagen, daß dem Folgenden alle Vorzüge aber auch alle Nachteile einer rein persönlichen Meinung anhaften werden.

Wenn ich an das erste dieser Jahre zurückdenke, so drängt sich in den Vordergrund der Erinnerungen die Einführung des Badens an unsrer Schule. Es war die erste Schule unsrer Stadt, an der das Baden versucht werden sollte.

Dadurch bot sich denn reichlich Gelegenheit, den Eindruck, den diese neue Maßnahme der Stadt auf die Leute machte, zu beobachten, aber auch allen damit verbundenen Ärger aus erster Hand zu genießen. Da ich gefunden habe, daß das Schulbad in weitem Kreise ziemlich unbekannt ist, so will ich hier etwas ausführlicher darauf eingehn. Jede Klasse badet wöchentlich einmal binnen 45 Minuten. Unsere Baderäume bestehn aus zwei Abteilungen. Der erste ist ein großer mit Latten ausgelegter Raum, wo drei Reihen Ständer zur Aufnahme der Kleidung stehn. Hier kleiden sich die Kinder aus und an, hier findet auch die geringe Zahl der Kinder, die kein Badezeug von Hause mitbringt, Badeschürzen, Mützen und Handtücher. An diesen ersten schließt sich nun der eigentliche Baderaum an. In ihm findet sich eine erhöhte Plattform, die etwa vier Meter im Quadrat groß ist, und um die ein einen halben Meter tiefer Graben herumführt, worin Wasser von 28 Grad fließt. An der Decke sind Duzende von Brausen angebracht. Alle Kinder der Klasse, soweit sie nicht durch ärztliches Attest vom Baden befreit oder durch Krankheit verhindert sind, gehn nun zusammen in das Wasser des Grabens. Dort nehmen sie eine gründliche Reinigung des Körpers vor. Ist diese beendet, so beginnen die Brausen ihre Tätigkeit. Die Kinder treten nun auf die Plattform und werden dort mehrere Minuten lang mit allmählich kühler werdendem Wasser abgebraust.

Die Aufsicht übt bei den Knaben der Hausmann, bei den Mädchen die Hausmannsfrau, außerdem, wenn auch nicht während der ganzen Zeit des Badens, die Lehrerin oder der Lehrer der Klasse. Bei Mädchenklassen, deren Ordinariat ein Lehrer hat, vertritt eine Handarbeits- oder eine Turnlehrerin dessen Stelle. Das Baden bereitet den Kindern große Freude, die sich oft in einem ohrenzerreißenden Sauchzen äußert. Ab und zu kommen aber auch Wasserfcheue vor. Wir haben buchstäblich Kinder, die, seit sie sich erinnern können, kein Badewasser gefühlt haben. Wie nötig es ist, solchen Wesen die Bekanntschaft mit dem nassen Element zu vermitteln, das bedarf keiner Worte. Die Badeeinrichtung hat viel zur Abhärtung der Kinder beigetragen, zum Beispiel sind seit dieser Zeit auch die fürchterlich dicken Halstücher verschwunden. Interessant ist es, daß in der „Armenschule“ unsrer Armenschulen, d. h. in der im ärmsten Viertel der Stadt liegenden Volksschule, die Wasserfcheue am größten ist. Man ist dort eben zu sehr in den Familien an Schmutz gewöhnt, diese Schule mußte im Winter das Baden einstellen, weil noch nicht dreißig Prozent daran teilnahmen.

Vielleicht sagt mir hier manche Mutter, daß sie auch für ihre Kinder Erkältungen fürchten würde, wenn sie sie nach dem Baden nicht gleich ins Bett stecken könnte. Nun, darauf erwidere ich, daß man die Kinder gar nicht genug abhärten kann. Läßt man im Winter die schwächlichen Kinder in der auf das Bad folgenden Pause im Klassenzimmer, dann sind keine nachteiligen Folgen zu befürchten. Die gesunden Kinder laufen gleich nach dem Bade tüchtig auf dem Hofe herum und erkälten sich ebenfalls nicht. Ich will aber nicht verfehlen zu sagen, daß uns die Einrichtung des Badens viel Ärger bereitet hat und noch bereitet. Es spielen sich deshalb allerlei Auftritte mit den Eltern ab, die sich vom leisesten Pianissimo bis zum stärksten Fortissimo steigern können. Oft sind

es die ordentlichsten Eltern, die Einwendungen machen, sie sagen: „Wir baden unsere Kinder sowieso wöchentlich zuhause.“ Denen erwidert man dann freundlich, daß es in diesem Falle durchaus nichts schade, wenn die Kinder zweimal in einer Woche badeten. Andre kommen und fürchten Ansteckung von Hautkrankheiten; denen wird gesagt, daß mit Hautkrankheiten behaftete Kinder vom Bade ausgeschlossen seien. Dritte haben ganz unglaubliche Vorstellungen von der Badeeinrichtung. Sie denken zum Beispiel, daß das Wasser nicht für jede Klasse gewechselt werde usw. Solche ladet man zur Besichtigung des Bades ein, und — die ärgsten Schreier werden stumm. Vor allem aber sind es die ärmsten und verkommensten Mütter, die ihre Kinder vom Bade zurückhalten wollen. Warum? Weil sie sich scheuen, die Unterleidung ihrer Kinder zu zeigen. Auch die Gegner der Einrichtung, die sich auch in den Kreisen der Lehrer und der Lehrerinnen finden, geben aber zu, daß seit wir das Baden haben, die Kinder wöchentlich die Wäsche wechseln, und daß hierdurch sowie durch die größere Sauberkeit eine bessere Luft in den Klassen erreicht ist. Im Anfange habe ich einmal bei einem ganz verzweifeltsten Falle dem Kinde reine Wäsche geschenkt und dessen eigne sofort in dem Badewasser einweichen lassen. Das wirkte — die Mutter wusch seit der Zeit wöchentlich.

Überhaupt bietet das Bad eine Unmenge Gelegenheiten, erziehend einzugreifen. Ein äußerlich reich geputztes Kind trägt zerrissene Wäsche. Gleich steht mir das Bild der Mutter vor Augen. Da ließ ich bestellen: Einen schönen Gruß an deine Mutter, und geflickte Hemden wären besser als Schleifen auf dem Kleide. So etwas hilft meist. Größere Mädchen hält man zur Selbsthilfe an, und deshalb setzt man sich mit der Handarbeitslehrerin in Verbindung. Habe ich es schon gesehen, daß ein Kind außer Hemd und Kleid nichts auf dem Leibe hatte, so sahen andre wie Tonnen aus durch die Unmenge der Röcke. Das Tollste, was ich in dieser Beziehung gesehen habe, war ein Kind, das vier Röcke und vier Leibchen trug. Sieht man die sonst guten Röcke statt durch Knöpfe mit Sicherheitsnadeln geschlossen, so kann man auf eine Bemerkung hin sicher sein, beim nächstenmal einen ordnungsmäßigen Verschuß zu finden.

Doch auch in hygienischer Beziehung bietet das Baden Gelegenheit, zu nützen. Denn nur hier kann man vorstehende Schulterblätter, Anlage zur Rückgratverkrümmung und manche andre Krankheiten sehen und dagegen einschreiten, indem man die Kinder in die Klinik schickt. Oft trägt auch der Anblick eines jämmerlich elenden Kindeskörpers zu rücksichtsvollerer Behandlung im Unterrichte bei, man stellt dann an ein solches Kind geringere Anforderungen. Schließlich meine ich auch, daß wir durch das Bad eine gute Kontrolle über das Elternhaus ausüben, denn wirkliche Mißhandlungen könnten nicht verborgen bleiben. Wir würden dann aber sofort einschreiten und uns des Fürsorgegesetzes bedienen. Daß das „zuhause baden“ oft nur eine leere Redensart ist, kann man deutlich nach den Ferien sehen. Die große Hälfte der Klasse zeigt dann einen Körperzustand, dem Wasser herzlich nötig ist.

Noch eine Bemerkung über Verletzung des Schamgefühls. In den höhern Schulen würde ich unbedingt gegen das Massenbaden sein, die Kinder empfinden dort feiner und sind in ihrem Schamgefühl leichter zu verletzen. Die Wohnungs-

verhältnisse unsrer Kinder aber lassen ein feines Schamgefühl nicht aufkommen. Sie sind ein Massen-An- und Ausziehen gewöhnt, und besonders unsre kleinen sieben- bis achtjährigen Mädchen laufen beim Baden mit paradiesischer Unschuld im Evaostüm herum.

Zum Schluß noch ein komisches Badeerlebnis. Eines Tages klopf es während des Unterrichts an meine Tür. Ich öffne, ein biedrer, nach Veim riechender Tischler steht vor mir: „Ich komme wegen des Badens, ich will Sie nur jleech sagen, meene Kleene badt nich mit.“ Ich weise darauf hin, daß sie doch kerngesund sei, und erkundige mich nach seinen Gründen. Da antwortet der biedere Mann im Brustton der Überzeugung: „Meen Großvater, Vater un ich habbn nich jebadt, foljlich — (längere Pause) — braucht meene Kleene vooch nich zu badbn.“

Außer der Badeeinrichtung 'gibt es noch eine andre, ebenfalls wenig bekannte Fürsorge der Schule, nämlich die Austeilung warmen Frühstücks an bedürftige Kinder in der Zeit vom 1. Dezember bis zum 1. März. Diese für die Großstädte nicht genug zu schätzende Wohltat gilt nicht als Armenunterstützung, hat also für die Eltern keine mit solcher verbundenen Folgen. Die Aufforderungen, sich bei den betreffenden Rektoren zu melden, ergehen durch die Zeitungen und durch mündliche Mitteilungen an die Kinder. Natürlich melden sich die ärmsten Eltern, dann aber auch Mütter, die der Beruf (als Waschfrau usw.) schon vor dem Aufstehn der Kleinen aus dem Hause führt, die also ihren Kindern vor der Schule kein warmes Getränk geben können. Der Rektor schickt den Ordinarien die Namen der Gemeldeten und vorgedruckte Zettel. Diese Zettel werden vom Ordinarius ausgefüllt, wohl auch mit einer empfehlenden Bemerkung versehen und gehn dann an den Armenpfleger. Dieser stellt die Bedürftigkeit der Familie fest, und die Zettel kommen mit einem „bedürftig“ oder „nicht bedürftig“ an den Ordinarius zurück. Darauf wird eine Marke verteilt, die die Kinder bei dem Genuße des Frühstücks vorzeigen müssen. Das Frühstück besteht aus einer Roggenmehlsuppe und einem trocknen Brötchen. In welchen Quantitäten die Suppe gekocht wird, beweisen am besten folgende Zahlen: In diesem Winter erhielten 385 Kinder täglich Frühstück (unsre Schule hat etwa 2600 Kinder). Zu diesem wurden dreizehn Pfund Mehl, drei Pfund Talg und ebensoviele Pfund Salz verbraucht. Die Austeilung erfolgt eine halbe Stunde vor Beginn des Unterrichts in den Kellerräumen der Schule durch den Hausmann unter der Inspektion eines Lehrers.

Wie die Suppe den Kindern mundet, erfährt man daraus, daß oft trotz strengem Verbot Marken von einem Kinde an ein andres gegeben werden, damit auch dieses unrechtmäßigerweise davon genieße. Mir wäre es lieber, wenn man einem solchen verlangenden Kinde auch eine Marke statt der Strafe geben könnte. Alle soziale Hilfe ist eben noch Stückwerk.

Auf Generalversammlungen wie auch bei sonstigen Gelegenheiten hat der „Landesverein preußischer Volksschullehrerinnen“ auf die ungenügende Vorbildung der Lehrerinnen zum Volksschuldienste hingewiesen. Die ungenügende Vorbildung wird keine einsichtige Lehrerin leugnen, ebensowenig die Notwendigkeit, Seminare für Volksschullehrerinnen zu gründen.

Anfänglich war ich im Prinzip gegen eine Differenzierung des Lehrerinnenstandes, die durch Gründung von Seminaren, die ausschließlich zur Vorbildung von Volksschullehrerinnen bestimmt wären, ebenso sicher eintreten würde, wie wir sie schon zwischen den seminaristisch und den akademisch vorgebildeten Lehrern haben. Hier ist es ein Bildungs- und ein Standesunterschied. Bis vor ganz kurzer Zeit war es neben dem Schwesternberufe nur der der Lehrerin, der der Tochter der höhern Stände offenstand. Ihre gesellschaftliche Stellung gab ihnen das Vaterhaus, damit hatte die „Lehrerin“ nichts zu tun. Viel weniger noch das, ob sie an Volks-, an Mittel- oder an höhern Mädchenschulen tätig waren. Deshalb gab es keinen Bildungs-, wohl aber einen Standesunterschied zwischen den Lehrerinnen. Die Töchter der guten Familien schlossen und schließen sich natürlich solidarisch zusammen. Man behauptet ja, daß Frauen noch viel mehr Wert auf Stand legen als Männer. Es mag dies in dem feinem Empfinden der Frau begründet liegen, das sich auch besonders in dem Empfinden darüber äußert, was man „gute Kinderstube“ nennt. Jetzt ist eine Spaltung des Lehrerinnenstandes doch unaufhaltbar geworden, da die Frauenbewegung und das damit verbundene Frauenstudium an Ausdehnung gewinnt, und seit man an eine Reform der höhern Mädchenschulen denkt.

Die Töchter aus bessern Familien werden nicht mehr das Lehrerinnenexamen, sondern das Abiturium und das erst ganz kürzlich dem Ministerium abgerungne Examen pro facultate docendi ablegen. Damit ist das „Oberlehrerinnenexamen,“ das seinerzeit mit ungeheuerem Jubel als wirklicher Fortschritt begrüßt wurde, zu einem Examen zweiten Grades geworden. Diese Behauptung wird die Zukunft beweisen.

Die Volksschullehrerin braucht im Unterrichte keine Sprachkenntnisse, oder ich will sagen nicht größere, als sie der Besuch einer höhern Mädchenschule, sogar einer Mittelschule gewährt. Richtet man erst Volksschullehrerinnenseminare ein, so wird man wohl an die Stelle, die jetzt die Sprachen einnehmen, Gebiete setzen, die im Lehrplane fehlen, und deren Fehlen die Volksschullehrerin bitter empfindet. Ich nenne hier nur Volkswirtschaftskunde, Einführung in das soziale Leben und seine Forderungen, etwas von Krankenpflege, Bekanntmachung mit den wichtigsten Kinderkrankheiten und deren Vorboten, endlich auch Übungsschulen an Volksschulen und nicht mehr wie bisher an Mittel- und an höhern Mädchenschulen usw. Alles dies findet man ja schon sachgemäß ausgesprochen, also brauche ich hier keine weitem Einzelheiten über Seminare zu geben. An dieser Stelle möchte ich nur von einigen Erfahrungen und Beobachtungen aus dem Unterrichte reden.

Wie bitter habe ich es in der Praxis empfunden, daß ich niemals vor dem Examen in einer Volksschule auch nur mit einem Fuße gewesen war, geschweige denn etwas von dem Unterrichte darin gesehen oder gehört hatte. Meine bitteren Erfahrungen sind mir einstimmig von andern Kolleginnen bestätigt worden. Ich werde hier nun nicht auf pädagogische Einzelheiten eingehn, denn das würde in eine Fachschrift gehören, aber ich muß kurz erwähnen, daß man, ob man nach Herbart oder einem sonstigen pädagogischen Genie das Unterrichten gelernt hat, in der Volksschule noch einmal von vorn mit Lernen anfangen muß. Man muß

seine ganze bisherige Ausdrucksweise ändern, da man ganz unbewußt Ausdrücke gebraucht, die den Kindern, besonders denen der Unter- und der Mittelstufe, ebenso unverständlich sind wie chinesisch. Ändern und mir selbst ist es geschehn, daß ein Satz ein-, ja auch zweimal im Ausdruck vereinfacht werden mußte, bevor die Kinder die Worte faßten. Nur einige Beispiele zum Beweise. Für folgende Ausdrucksweise fand ich sogar im fünften Schuljahr noch verständnislose Gesichter: Was kam ihm zustatten? Woran mußte es ihm gelegen sein? Was für ein Gefühl erregen diese Taten in uns? Sobald ich den Ausdruck vereinfacht hatte, flogen die Finger der Kinder in die Höhe.

Wie falsch es demnach ist, einer frischgebacknen Lehrerin das erste Schuljahr zu geben, wie das bekanntlich seit Jahrzehnten Sitte war und an vielen Schulen noch sein soll, ergibt sich von selbst. Die Unterklasse halten die größten Pädagogen für die schwerste, für die, die als die grundlegende an den Lehrenden die meisten Anforderungen stellt. Und diese Klasse gibt man einer Anfängerin!

Die Ansicht, die sich mir unabweisbar im Laufe der Jahre aufgedrängt hat, nämlich die von der geringern geistigen Aufnahmefähigkeit der Kinder der untern Stände, kann ich hier um so ruhiger aussprechen, weil ich trotzdem das Volk habe achten und schätzen lernen. Die großen Denker stammen ja auch selten, eben als Ausnahmen, aus der Hefe des Volkes, und fast immer aus schon geistig hochstehenden Familien. Man kann sich nicht vor der Einsicht verschließen, daß sich die „verbesserte Rasse“ auch auf intellektuellem Gebiete günstig bemerkbar macht, und daß die Vererbung auch in geistiger Hinsicht kein leerer Wahn ist.

Ich hatte im Seminar Gelegenheit gehabt, an einer höhern Mädchenschule und an einer Mittelschule zu unterrichten. Jetzt treten zu diesen dort gesammelten Erfahrungen noch die aus der Volksschule. In allen drei Schularten habe ich bei demselben Alter der Schülerinnen die „Hochzeit zu Kana“ behandeln können. Dreifach verschieden erwies sich hier die Aufnahmefähigkeit und das Begriffsvermögen der Kinder. Die Volksschule stand dabei am schlechtesten. Hier fand ich die größte Schwierigkeit bei dem Hineindenken in fremde Lagen. Höchst interessant war es auch zu sehen, wie verschieden die Begriffe waren, die die Kinder dieser drei verschiednen Volksklassen mit dem Worte „Hochzeit“ verbanden, ja wie verschieden sogar das Bild war, das ihnen von der Braut vor Augen stand. In der Volksschule gehörte nur für einen kleinen Bruchteil der Kinder der Schleier und der Kranz mit zu dem Schmucke der Braut. Den Kindern aus der höhern Mädchenschule war es ohne weiteres klar, daß Jesus bei armen Leuten zu Gaste war, da der Wein nicht ausreichte. Unsern Kindern ist dies in dem Alter, wo die Geschichte an sie herangebracht wird, unfaßbar. Denn Wein verbinden sie mit reichen Leuten; wenn man ihnen auch sagt, daß dort Wein nicht teurer ist als bei uns Bier, so begegnet man doch ungläubigen Gesichtern. Auch die Worte „die Diener“ bieten ihnen große Schwierigkeiten. Sie sagen meistens „die Kellner“ dafür. Aber Kellner und ihre Armeleutehochzeiten! Nein, da können sie nicht folgen.

Und dann, wie die Kinder der Volksschule mit den Worten ringen! Wie-

viel Mühe der Kinder, welche Geduld des Lehrers gehört dazu, ehe ein Satz richtig wiederholt wird. In den ersten beiden Unterrichtsjahren muß man auf das Erzählen einer Geschichte im Zusammenhange verzichten, wenn man nicht starke Stützen durch Fragen gibt. Wer einmal in einer neunten Klasse einer höhern Mädchenschule und in einer siebenten Klasse der Volksschule unterrichtet, also aus beiden Kinder desselben Alters vor sich gehabt hat, der wird nicht mehr an der geringern geistigen Aufnahmefähigkeit der Kinder des Volkes zweifeln.

Am klarsten ist mir jedoch der Unterschied bei der Behandlung der Aufsätze geworden. In der höhern Mädchenschule wird in den Mittel- und den Oberklassen wenigstens ein nach Form und Inhalt selbständiger Aufsatz geliefert. Anders dagegen bei uns. Form und Inhalt müssen hier den Kindern gegeben werden. Darum gleicht denn auch hier so ziemlich ein Aufsatz dem andern. Da schreibt man wohl anfänglich den ganzen Aufsatz an die Wandtafel, hebt die schwierigen Wörter hervor, prägt ihre Schreibweise ein, läßt den Aufsatz ablesen, dann frei erzählen, und schließlich, nachdem er von der Tafel abgelöscht ist, wird er gleich in der Schule niedergeschrieben. Noch einmal läßt man die Wörter buchstabieren, die Fehler verbessern, und dann folgt, ebenfalls in der Schule, die Reinschrift. Nun erwarte man aber nicht fehlerlose Arbeiten! Sogar bei solcher Behandlung sind mir bis zu zwanzig Fehlern gemacht worden! Ich weiß einen Fall, wo eine mit der Art der Volksschule unbewanderte Vertreterin einen Aufsatz so durchnahm, wie sie es in halbjähriger Tätigkeit an der Mittelschule als gut erprobt hatte. Die Folge war, daß sich der Aufsatz als unkorrigierbar erwies! Aufsätze im wahren Sinne des Wortes werden vielleicht in der ersten Klasse geliefert. Aber nach meinen bisherigen Erfahrungen bin ich nicht davon überzeugt.

Dummheit wird beim Volke nicht als ein Mangel empfunden. Folgendes Beispiel charakterisiert am besten das, was ich mit der geringern geistigen Aufnahmefähigkeit meine. Eine Kollegin hat in einer Knabenklasse das erste Schuljahr. Ein Junge zeichnet sich durch besondern Mangel an Fähigkeiten aus. Lesen und Schreiben bieten ihm gewaltige Schwierigkeiten. Dabei ist er aber durchaus kein Kind, das für die Hilfsschule reif wäre. Die Lehrerin bestellt sich die Mutter in die Schule. Die hübsche, saubere, etwa achtundzwanzigjährige Frau macht einen durchaus angenehmen Eindruck. Wie erstaunt ist aber die Lehrerin, als ihr auf ihre Vorstellungen erwidert wird: „Ja, Fräulein, der wird nach mich schlagen, ich kann Sie och nich lesen un schreiben. Und was mein Vater is, der kann Sie rein jar nisch, ich kann Sie doch noch meinen Namen schreiben. Na, sehen Sie, Fräulein, ich komme och durch die Welt, da ärjern Sie sich man nich zu sehr mit meenen Kleenen.“ Ist ein solches Geständnis nicht bezeichnend?

Die Vorwürfe, die Volksschule habe ihre Pflicht nicht genügend getan, mehren sich in der letzten Zeit erschreckend. Gewiß — es muß vieles bei uns anders und damit besser werden, aber an den Lehrern und den Lehrerinnen liegt die geringste Schuld. Man hat eben vergessen, daß wir immer schlechtere Ergebnisse als die mittlern und die höhern Schulen erreichen müssen, da wir unter so viel ungünstigern Bedingungen arbeiten. Man hat in den letzten Jahren, trotz

der geringern geistigen Aufnahmefähigkeit unsrer Kinder und trotz den denkbar ungünstigsten häuslichen Verhältnissen, die eine häusliche Hilfe, wie sie an andern Schulen reichlich gewährt wird, ganz ausschließen, immer mehr in die Stoffpläne hineingebracht, sodaß wir nun unter einer erdrückenden, nicht zu bewältigenden Last leiden. Man merkt es diesen Plänen nur allzusehr an, daß sie am grünen Tisch und nicht aus der Praxis heraus entstanden sind. Sie und die Überfüllung der Klassen (ich habe im ersten Schuljahr noch siebzig Kinder gehabt) tragen die Schuld, daß so wenig Positives geleistet wird. Die Volksschule muß viel weniger lehren, dann wird sie viel Größeres und auch Bleibendes leisten. Hier heißt es in Wahrheit „Weniger wäre mehr.“ Denn unsre Kinder lernen vielerlei und nichts ordentlich, wenn man Rechnen ausnimmt. Man sehe sich einmal die Schreibwerke seiner männlichen und weiblichen Dienstboten an, sogar die der kleinern Handwerker! Man höre die Leute unter sich reden, wundert man sich da nicht, daß dieses Deutsch in Wort und Schrift das Produkt einer achtjährigen Schulzeit ist? Sieht man ferner das blinde, urteilslose Treiben der Massen, kurz gesagt der Sozialdemokraten, die oft nur Schreier und unzufriedne, hegende Radaumacher sind, aber von den wirklichen und zum Teil recht berechtigten Forderungen der Partei keine Ahnung haben, die oft gar nicht imstande sind, auch nur mit ein paar klaren Worten anzugeben, was ihre Partei eigentlich erstrebt, trotzdem aber für diese Partei stimmen, dann muß man sich sagen, daß der Denk- und der Geschichtsunterricht nicht richtig erteilt sind. Ich persönlich habe die Bekanntschaft eines sehr intelligenten frühern Arbeiters gemacht, der jetzt Arbeitersekretär des sozialdemokratischen Arbeitervereins ist, seine Tochter ist drei Jahre lang meine Schülerin gewesen. Durch diese Bekanntschaft habe ich interessante Beobachtungen machen können und habe außerdem manchen Nutzen gehabt. Öfter habe ich zum Beispiel erboste Mütter und Väter, die mir drohten: „Ich werde mich an das Arbeiterbureau wenden, Sie sollen mal sehen!“ — verblüfft und zu kleinlautem Abziehen gebracht, wenn ich ihnen erklärte, daß ich mit dem Sekretär als Vater einer Schülerin recht gut ausgekommen wäre. Man kann Verständnis und Liebe für manche Bestrebung der Sozialdemokraten haben, über den ungebildeten, urteilslosen drohenden Schreier, wie sich der einzelne „Genosse“ oft zeigt, kann man nur die Achseln zucken.

Noch einige Worte über den Geschichtsunterricht. Allgemein kann man die Klage hören, daß der Geschichtsunterricht an der Volksschule die reine Sisyphusarbeit sei. Ich habe gefunden, daß unsern Kindern jedes historische Denken und Fühlen abgeht. Warum? Weil sie keine Familientradition haben. Der Großvater ist den meisten schon unbekannt, von einem Urgroßvater haben sie nie etwas gehört, überhaupt fehlen die einfachsten verwandtschaftlichen Begriffe. Jeder, der im Lehramte steht, wird mir bestätigen können, wie schwer es ist, zum Beispiel das verwandtschaftliche Verhältnis der drei Kaiser einzuprägen. Das der drei Kaiserinnen zum Verständnis zu bringen, habe ich im vierten Schuljahr als hoffnungslos aufgeben müssen. Ferner, daß Abraham der Onkel von Lot, dieser also Abrahams Nefte ist, bietet den Kindern im zweiten Schuljahre so unglaubliche Schwierigkeiten, daß nur der es glauben kann, der es eben selbst

erfahren hat. Das Wort „Neffe“ wurde mir, nachdem ich es vorgefagt, an die Wandtafel geschrieben, im Chor hatte sprechen lassen, in der nächsten Stunde überhaupt nicht und in der dritten nach derselben Behandlung noch verstümmelt gebracht. Unser Volk hat eben nur die engste Familie: Vater, Mutter und Kinder. Schon die Geschwister, sobald sie erwachsen sind, verlieren sich in den meisten Fällen gleich den Tieren aus dem Auge. Sie bilden wieder nur eine Familie.

Sogar auf der Oberstufe findet man wenig Interesse; die Jungen interessieren wohl noch Kriege. Wie anders ist es dagegen auf höhern Schulen, da ist die Geschichtsstunde eine Stunde der Begeisterung, da wird auch sichere Kenntnis erreicht. In den Monaten April bis Juni war als Stoff vorgeschrieben: Karl der Große, die letzten Karolinger, Heinrich der Erste, Otto der Erste und (ganz kurz) die letzten Sachsenkaiser. Ich bin bei dem Einprägen nur der allerwichtigsten Tatsachen fast verzweifelt. Keine Zahl, kein Name, keine Schlacht wollte bei der großen Mehrzahl der Klasse haften. Auf den Gesichtern der allermeisten Kinder stand die Frage: Wozu lernen wir das eigentlich? Natürlich suchte ich die Schuld hierfür im eignen schlechten Unterricht. Man kann sich denken, daß ich mich sehr erleichtert fühlte, als ich in einer Vertretungsstunde in meiner Parallelklasse, die einen anerkannt vorzüglichen Lehrer hat, dieselbe glänzende Unkenntnis fand.

Da die Vergangenheit unsern Kindern so wenig Interesse erregt, bedarf der Geschichtsunterricht in der Volksschule einer gründlichen Reform. Man sollte Verständnis für die gegenwärtige Zeit, Liebe zum Vaterlande mit seinen Gesetzen, Einrichtungen, Kolonien, mit seiner Land- und Seemacht mehr als bisher erwecken, damit die künftigen Sozialdemokraten wenigstens einmal die Rehrseite der Medaille gesehen haben. Es müßte auch nicht mehr wie bisher verboten sein, das Wort „Sozialdemokraten“ auch nur zu nennen. Wenn mir die Kinder in aller Harmlosigkeit von ihrem „Fest“ (1. Mai) erzählen, warum soll ich dann nicht eine aufklärende Bemerkung machen können? Man braucht durchaus nicht gehässig zu werden.

Interesse finden wir hauptsächlich bei allen praktischen Unterrichtsfächern. (Ich möchte hier auf das Buch Ellen Key's „Das Jahrhundert des Kindes“ hinweisen, das wirklich großartige Vorschläge über Umgestaltung des Unterrichts macht. Sie sagt hier besser, als ich es könnte, das Wünschenswerte — wenn es vielleicht auch noch für viele Jahrzehnte ein Ideal bleiben muß.) Ich will nur den Naturgeschichtsunterricht mit seinen Ausflügen nennen, ferner den Unterricht in Heimatkunde, Rechnen, Handarbeit, Schreiben, Turnen, Gesang und Zeichnen (besonders den letzten seit Einführung der neuen Methode, die sich von der bisherigen Schablone freimacht). Dagegen erweckt der Geographieunterricht nur etwa bei einem Zehntel der Klasse genügendes Interesse.

Ich persönlich fühle mich auch immer nach einer Religionsstunde befriedigt. Aber ich erledige den „Stoff“ so rasch wie möglich und gebe dann „praktischen“ Religions- und Moralunterricht, der sich immer wieder seine Beispiele aus dem alltäglichen Leben nimmt, darauf hinweist, dafür zu stärken und tüchtig zu machen sucht und vor allem auch das moderne soziale Leben mit seinen Konflikten be-

rücksichtigt. Ob da ein Spruch mehr oder weniger gut „sitzt,“ darauf lege ich keinen Wert. Jede Religionsstunde bei vierein wöchentlich kann keine „Weisestunde“ sein! In keiner meiner Stunden aber sind mir die Kinder so bei der Sache wie in meinen Religionsstunden.

Die Geistlichen müßten unsre Religionspläne reformieren. Was sollen zum Beispiel viele ganz unmoralische oder wertlose Geschichten aus dem Alten Testament? Ich erinnere nur an die gemeine Betrugsgeschichte von Jakob und Esau. Wozu der Ballast von Liedern und Sprüchen? Dadurch wird kein religiöses Empfinden geweckt. Wozu hält man an der Schöpfungsgeschichte in sieben Tagen fest? Man muß sich wundern, welche Schriften sich in den Händen unsers Volkes finden. Bei einem unsrer erst kürzlich aus der Schule entlassenen Mädchen (einem sehr intelligenten) fand ich Häckels „Welträtzel,“ und ich sah aus dem Gespräche, wie aufmerksam sie das Buch gelesen hatte! Man lehre nichts, was die Kinder als unwahr oder halbwahr erkennen lernen. Damit öffnet man allzu leicht dem Gedanken die Tür, daß alles, was die Schule gelehrt hat, unrichtig sei. Vor allem stelle man Jesus in den Mittelpunkt. Man erziehe die Kinder zu wahrhaft sittlichen Persönlichkeiten, dann hat man fruchtbringenden Religionsunterricht erteilt. Unsre Kinder hören vielzuviel gegen die Kirche, gegen Gott sagen, sie denken kritischer, als man glaubt. Ein Beweis: Im zweiten Schuljahr erzähle ich: Abraham sagte zu seinem Knechte: „Geh und schlachte ein Kalb, daß wir davon essen.“ Sofort erhob sich ein kleines Mädchen und sagt: „Fräulein, so neuschlachten Fleisch kann man nich essen.“ Die Fleischertochter kam zum Vorschein. Nun, diesen Einwurf konnte ich leicht widerlegen, aber es gibt andre, bei denen man nichts zu sagen weiß. Zum Beispiel: Fräulein, mein Vater sagt, es wäre gar kein Engel zu Maria gekommen. — Vor hundert Jahren, wohl noch vor fünfzig, hätte es einen Landpastor die Stelle gekostet, wenn er an der „unbefleckten Empfängnis“ gezweifelt hätte, heute denkt man anders darüber. So ist es mit vielem. Warum rechnet aber die Schule nicht mit der Wandlung im Denken und Glauben! Sie gibt durch das Festhalten am überlebten Alten und durch das Herumreiten auf den zum Teil wertlosen, ja gefährlichen alttestamentlichen Geschichten die Kinder dem spätern, sichern Unglauben preis. Man berücksichtige anstatt dessen das moderne soziale Leben. Man sage zum Beispiel beim neunten und beim zehnten Gebot, daß es Leute gibt, die ihren Reichtum nicht richtig gebrauchen, ihn nicht als Amt ansehen, aber man sage auch beim siebenten Gebote, daß es Arbeiter und Dienstmädchen gibt, die durch Nachlässigkeit, Unvorsichtigkeit (Sachbeschädigungen), Faulheit zu Dieben werden, ferner, daß wer schlecht seine Pflicht tut, den Arbeitgeber um sein Geld bringt. Man habe auch gelegentlich den Mut, Fragen zu stellen, die mit dem Stoffplan nichts zu tun haben, ja die nicht einmal für die Erziehung oder den Unterricht von Wert sind, die aber den Lehrer ungemein bereichern, da ihre Beantwortung ihm einen unmittelbaren Einblick in die Gedankengänge der Kinder gewährt. Diese Bereicherung kommt dann doch wieder den Kindern zugute und rechtfertigt damit die scheinbare Zeitverschwendung. Ich habe zum Beispiel einmal gefragt, warum Christus wohl als Mann und nicht als Frau auf die Erde gekommen sei. Ich zehre noch heute an den

köstlich naiven Antworten und bedaure nur, sie nicht sofort aufgeschrieben zu haben. Denn wenn sie mir auch dem Sinne nach unvergeßlich geblieben sind, so kann ich sie hier, da ihnen die ursprüngliche Form fehlen würde, nicht wiedergeben.

(Fortsetzung folgt)



Bilder aus dem deutsch-französischen Kriege

Aus dem Nachlaß von Friedrich Ratzel

3. Dem Hauptmann zuliebe



on allen Zeiten des Tages war mir der Spätnachmittag immer am wenigsten Freund. Diese Stunden um fünf und sechs herum haben keinen rechten Charakter, sie verschwimmen zwischen dem hellen Nachmittag und dem grauen Abend, sie haben selbst etwas Hellgrauzes, Trübliches. Liegt vielleicht über ihnen ein Schatten von ganz ferner Erinnerung an die Schulzeit, wo die Knaben zu lange spielen, dann zu viel Besperbrot essen und endlich müde und satt die Grammatik nicht mehr bewältigen können? Im Herbst ist es besonders schlecht mit dieser Zeit bestellt, da ist gar kein Platz mehr für sie vor dem frühen Abend, der so jäh hereinbricht, sie führt nur noch ein Dämmerdasein, und leicht steckt sie uns mit dem Gefühl einer gewissen Zwecklosigkeit an. Ich lasse mirs gefallen, wenn man mit Bieruhrkaffee oder Fünfuhrtee darüber weghilft. Aber gerade von solchen Genüssen war ich heute so weit wie nur möglich entfernt, so weit, daß ich nicht einmal von ferne daran dachte. Ich dachte überhaupt an niemand und an nichts, was den Gedanken eines Genusses wachrufen konnte. Meinen ganzen Verstand nahm die Feldwache in Anspruch, fünf Muskettiere und ich Befreiter, die dort unter dem Brückenbogen lagerte, und der französische Vorposten, der aller Vermutung nach in Schutzweite — damals, im Zeitalter der Zündnadel, höchstens fünfhundert Meter — uns gegenüber dort hinter dem Eisenbahndamme lag. Mehr als einen Büchschuß sah man nach keiner Seite in dem welligen Gelände. Eine kleine Welt, in deren engem Umfange sogar der Maulwurfshäusen dort am äußersten Rande eine beachtenswerte Erscheinung ist! So fern scheint er zu sein, daß ich mich frage: Ist dieses Erdbraun nicht bläulich getönt wie ein ferner Berg? Oder schimmert etwas Purpurnes heraus? Eng und doch für mich die Welt, eine ganze Welt! Gestern habe ich einen Kameraden, der sich zu weit in die Wiese hinausgewagt hatte, von einer plumpen, breiten Tabattierekugel durch den Magen geschossen, sich schwerverwundet an dieser Stelle in Schmerzen krümmen sehen. Seine letzten Grüße habe ich für den Fall seines Todes in meinem Taschenbuch. Greilt mich daselbe Schicksal, dann könnte es zwischen jetzt und einer Sekunde mit meinem Leben aus sein. Hat also nicht dieses kleine, kahle Stück Welt einen riesigen Wert für mich? Es ist alles, was ich überhaupt von der Welt haben kann, und es lohnt sich doch, es noch einmal gründlich anzuschauen. Es gehört sich ja auch dienstlich, fügt die Stimme des Feldsoldaten, der ich seit vier Monaten bin, in mir hinzu, daß man sich im Gelände orientiert. Nun wohl; hier ist ein Brückenbogen, über den die Landstraße wegführt; es fließt hier kein Bach, aber die herblich gelben Wiesen dieser Niederung mögen wohl im Frühling unter Wasser stehn, es spricht auch manche kahle, schlammige Stelle dafür. Von links schwingt sich die flache Kurve einer Eisenbahnlinie daher, die sich ungefähr tausend Schritt vor meinem Standpunkt mit der Straße schneidet. Eisenbahn und Landstraße liegen auf hohen